

Martin Leidenfrost

Brüssel zartherb

Fünfzig europäische Expeditionen

Picus Verlag Wien

Einführung

Einmal, in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts, brachte ich unverhofft eine Runde junger Frauen zum Träumen. Ich war damals jung und depressiv, schlief viel, ging fast nie aus dem Haus und grübelte über Gedanken, nach denen außerhalb meines Zimmers keine Nachfrage bestand. Überraschend unter Menschen geraten, probierte dieser junge Depressive einen seiner nutzlosen Gedanken an einer Runde junger Österreicherinnen aus.

Dieser Gedanke, die Verwandlung der Europäischen Union in ein konstitutionelles Kaiserreich, war unausgegoren. Ich hielt mich nicht mit der Problemstellung auf, dass die Mehrzahl der Mitgliedsstaaten Republiken sind. Ich vermählte freihändig zwei attraktive Sprosse europäischer Königshäuser, Prinzessin Dianas rotblonden Sohn William und die braunhaarige schwedische Prinzessin Viktoria, und beschrieb den unfassbar gediegenen Bahnwaggon, in welchem der Prince of Wales gelegentlich durch sattgrüne englische Landschaften reist. In einem solchen Waggon, fuhr ich fort, würde unser schönes Kaiserpaar durch ganz Europa rollen. Meine Vision entsprang dem Geist der Zeitschriften, die in den Wartezimmern der Zahnärzte liegen. Die Frauen am Tisch waren keineswegs Monarchistinnen, eine kam

mit einem französischen Trotzkiten zusammen, aber an jenem Abend leuchteten ihre Augen. Wir steigerten uns in einen wahrlich kaiserlichen Rausch.

Ich erwähne diesen weltgeschichtlich wirkungslosen Moment, weil ich mich nicht erinnere, dass ich irgendwann in meinem Leben noch einmal einen Menschen von den Institutionen der Europäischen Union hätte träumen sehen. Es spricht sich herum, dass mittlerweile mehr als siebzig Prozent der nationalen Gesetzgebungen auf der Ebene der EU ausgehandelt werden. Aber die Sphäre des Traumhaften, des nachtmahrhaft Verschlingenden und des fantasieflirrend Erregenden, vermutet man nirgends weniger als dort.

Später, nach dem Ende der Depression, verließ ich mein Zimmer und schrieb Drehbücher für Film und Fernsehen. Ich schaute ganz gerne die Fernsehserie »Sex and the City«, dabei hatte ich neuerlich eine Idee. Die vier New Yorker Serienheldinnen jenseits der dreißig waren gut. Aber wieso sollte man solche scharfzüngigen Figuren nicht in Europa finden? Und wieso sollte man die europäischen Carries, Mirandas, Charlottes und Samanthas nicht gleich in der europäischen Hauptstadt finden? Wieso die fortwährend blubbernde Blutwiese des Partnermarkts nicht veredeln mit den Verhältnissen, Ressentiments, Romanzen und Gehässigkeiten zwischen Dutzenden europäischen Nationen? Ich war überzeugt, dass mir das Fernsehpublikum eine solche Serie danken und

mit Wohlstand vergelten würde. Freilich verfolgte ich die Idee nicht weiter. Ich schrieb nicht einmal ein Konzept. Mir fehlte die Kompetenz, ich war noch nicht einmal in Brüssel gewesen.

Noch später, ich ging bereits auf die dreißig zu, ergriff mich eine unstillbare Sucht nach dem slawischen Osten Europas. Ich irrte Dutzende Male durch das Land, das mich anzog und verwirrte wie keines, durch die Ukraine. 2004, zeitgleich mit der Osterweiterung der Europäischen Union, zog ich schließlich nach Osten. Ich zog nur ein kleines Stück ostwärts, von Wien an das slowakische Ufer des Grenzflusses March, damit war ich aber endgültig als Ostfuzzi verschrien. Von meinem slowakischen Beobachtungsposten schrieb ich eine Kolumne über »die Welt hinter Wien«. Da ich nun einmal auf der Naht des Eisernen Vorhangs lebte und da ich nun einmal eine von Grenzen zerfurchte Vielvölkergegend beschrieb, stellte ich fest: Ich erzählte unwillkürlich von Europa.

Das bisher Angeführte floss in meinem Kopf zusammen. Meine Freunde und Leser sollte es verwundern bis entsetzen, mir erschien es als der einzig logische nächste Schritt: Einer wie ich brauchte eine Kolumne aus Brüssel. Waren nicht meine Ostler inzwischen in jener Hauptstadt angekommen? Würden sie nicht, zumindest in ihrer weiblichen Ausführung, die saturierten westlichen Kader aufmischen? War nicht Carrie Bradshaw, die Hauptfigur von »Sex

and the City«, Kolumnistin? Verfasste sie nicht eine wöchentliche Kolumne über Sex in der Metropole? War ich nicht auch Kolumnist?

Mit diesen wenig sortierten Gedanken ging ich mich bewerben. Ich saß in Wien dem Ressortleiter der besten Wochenendbeilage Österreichs und seinem Chefredakteur gegenüber. Ich sagte, ich wolle so etwas wie »Sex and the City« aus Brüssel schreiben, nur mit weniger Sex und mit mehr Europa. Der Chefredakteur sah mich ein bisschen amüsiert und ein bisschen erschrocken an. Ich bekam den Zuschlag.

Ich fuhr immer noch nicht nach Brüssel. Das war Absicht, ich wollte naiv und staunend und ergebnisoffen hineingehen, mit dem Blick eines Fremden. Ich bereitete mich ein Jahr lang vor, legte mir ein umfangreiches Archiv von Geschichten, Statistiken und Besonderheiten aller europäischen Nationen an.

Ich verschaffte mir einen Überblick über den Gegenstand meiner künftigen Kolumne. Mindestens fünfzigtausend feilen in Brüssel an Regeln für fünf-hundert Millionen, davon ging ich aus. Manche hielten dagegen, es seien hunderttausend. Ich begann zusammenzurechnen. Von den fünfundzwanzigtausend Beamten der Europäischen Kommission arbeiteten achtzehntausend in Brüssel. Dazu kamen dreitausendzweihundert Mitarbeiter des Europäischen Rates, etwas mehr als dreitausend in Brüssel stationierte Mitarbeiter des Europäischen Parlaments, noch einmal tausend im »Ausschuss der Regionen« und im

»Wirtschafts- und Sozialausschuss« sowie Vertragskräfte der europäischen Institutionen. Zweitausend-siebenhundert freiberufliche Dolmetscher, tausendvierhundert akkreditierte Journalisten, achthundert dauerhaft in der Stadt. Siebenhundertfünfzig Europa-Abgeordnete, doppelt so viele Assistenten. Tausend für die europäischen Institutionen abgestellte Guards von »Securitas«, weitere von der Konkurrenz. Immerzu einige Tausend Praktikantinnen und Praktikanten. Tausende Mitarbeiter aus den ständigen Vertretungen bei der EU und aus den Vertretungen der Regionen. Schwer zu schätzen die Zuarbeiter aus den ausgelagerten Kantinen, aus der Catering-Branche, aus den Reinigungsdiensten. Dann noch, neben den Kommissionsbeamten das beeindruckendste Einzelheer, vielleicht fünfzehntausend Lobbyisten. Angehörige und die Tag für Tag einfliegenden Experten rechnete ich nicht mit. Die Rechnung ergab eine Summe von circa sechzigtausend Menschen, die Werktag für Werktag an Europa feilen.

Ich musste weitere europäische Zeitungen für meine Kolumne gewinnen. Ich schrieb an die Zeitungen: »Wir kennen diese Leute nicht, die Europäische Union hat keine Mythen, und ihre Akteure haben kein Gesicht. Wenn sich nun einer diese Leute ansähe? Wenn einer durch Brüssel flanierte, durch Seitenzugänge und Hintertüren spazierte, die Feen und Heinzelmännchen der Europablase studierte? Wenn einer zu ihren Dealern, Liebesdienern, Auf-

räumern hinabstiege, ihre belgischen, arabischen, afrikanischen Nachbarn streifte, wenn einer ihre Stile, Affären und Ausdrucksformen beobachtete und beschrieb?»

Nach und nach sprangen weitere Zeitungen auf, zwei aus der Schweiz, zwei aus Deutschland und eine aus der Slowakei. Mit der Zeit wurden einzelne Stücke ins Englische, Französische, Ukrainische und Bulgarische übersetzt. Ich hatte den Zeitungen wahrheitsgemäß geschrieben: »Ich weiß nicht, was mich erwartet. Wenn ich einen Sündenpfuhl finde, erzähle ich davon. Wenn ich Stammesfehden finde oder keimfreie Europäer, dann erzähle ich davon. Und wenn ich Langeweile finde, erzähle ich von Langeweile.« Ich hatte aber auch das leichtsinnige Versprechen abgegeben, alle europäischen Nationen durch das Prisma der Brüsseler Europablase zu porträtieren.

Ich kannte Brüssel immer noch nicht. Als ich aufbrach, fühlte ich mich tatsächlich wie eine europäische Carrie Bradshaw. Nur dass ich mir einen Ort ausgesucht hatte, den man allenfalls vom Weghören kennt. Nur dass ich mir die schreckliche Gouvernante erkoren hatte, die immerzu aus der Ferne mahnt: Nicht rauchen, keine Monopole bilden, nicht diskriminieren! Nur dass meine Wahl auf ein Milieu gefallen war, über das noch der wohlgesonnenste Freund die Augen rollte. »Viel Glück!«, bekam ich zu hören, »das ist der langweiligste Ort der Welt.«

Die Ankunft

Es ist ja in Brüssel fast jeder fremd. Die europäischen Gäste einander. Die Gäste den Belgiern, die Belgier den Gästen, und die Belgier – Flamen und Wallonen – sich selbst.

Vielleicht ist man hier, weil Fremdheit normal ist, so schnell an Bord. Darum schnell festgehalten, wie die Ankunft war, der erste Eindruck, die ersten Bilder. Vielleicht sind sie morgen schon vergessen, vielleicht gehöre ich morgen schon dazu.

Erstens der Flughafen. Er empfängt mich mit der Schmierigkeit eines alten Kaufmanns. Fünfzehn Minuten eiligen Laufschriffs dauert der vorgeschriebene Weg zum Gepäck, über Rollbänder in eine enge Shoppingmall, treppauf, treppab, durch manch verwinkelte Schikane, an der ich mich bange frage: »Habe ich den Weg nicht verloren?« Schließlich, bei der Gepäckausgabe, die Durchsage: »Brussels Airport empfiehlt, nur offizielle Taxis zu nehmen.« Danach ein bombastisch aufgedrehter Song, »My Way« auf Französisch.

Zweitens das Europaviertel. Siehe erstens, das Flughafengefühl bleibt. In jedem Gebäude der europäischen Institutionen werde ich durchleuchtet. Wieder ziehe ich das Sakko aus, wieder lege ich es in blaue Kisten. Die Schranke ist toleranter eingestellt, auf Gürtelschnallen schlägt sie nicht an.

Sie schlägt auch nicht auf Manschettenknöpfe an, und diese sind von Belang. Nirgends, allenfalls in der Londoner City, habe ich einen so formellen Standard insbesondere der Herrenkleidung gesehen. In der Saison 08/09 trägt der junge Eurokrat dunkelblauen Anzug, hellblaues Hemd und dunkelblaue Krawatte, die bevorzugte Kombination des Mannes, der bei meiner Ankunft gerade Ratspräsident der EU ist, Nicolas Sarkozy. Die Krawatte ungemustert, kaum einer lockert sie. Plötzlich fühle ich mich ohne Manschettenknöpfe nackt.

Drittens die Stadt. Auf den Fassaden der europäischen Institutionen prangen freundliche Ermahnungen, beim Parlament »take care, not antibiotics«, auf der Kommission »road-safety in our cities«, mit dem riesigen Motiv einer Ampel, die auf dem grünen Licht grinst.

In den Gebäuden leben die europäischen Gäste eine Kultur kurzer konzentrierter Briefings. Wenn sich ein Briefender Zeit nimmt, lässt er ein »Sixty-Minute-Briefing« ankündigen, das gilt dann als ungewöhnlich lang. Kommissare briefen nicht länger als zwanzig oder dreißig Minuten.

Über die Stadt sagen die Gäste stets dasselbe. »Immer dieser Nieselregen«, »die können nicht einmal ein ordentliches Pflaster legen«, »eine Hauptstadt von Europa stellt man sich anders vor«. Die Bissigeren führen aus, das Trinkwasser sei schadstoffhaltiger als in Bangladesch und die Brüsseler

Métro habe man eigentlich für Kinshasa geplant. Ich weiß nicht, was ich ihnen entgegnen soll. Über das maßvoll bucklige Pflaster außerhalb des Europaviertels spazierte ich sehr gern. Auch das Gejammerge über das belgische Klima halte ich am Anfang für übertrieben. Der September meiner Ankunft ist ein herrlicher Altweibersommer.

Viertens, wo zweitens und drittens aufeinandertrifft. Am Morgen eines Werktags, im Café »Chez Bernard«, unweit der europäischen Institutionen. Draußen radeln Eurokraten ins Büro, in Anzug und Kostüm, viele mit gelber Warnweste safe gemacht. Drinnen sitzen echte Belgier.

Eine kommt herein, klein, um die vierzig, südeuropäischer Typ. Ich registriere sie zunächst nicht, da klappt sie am Fuß des Barhockers ihren Trolley auf, die allgegenwärtige Variante, handgepäckstaugliche Hartschale, und zieht im Verlauf weniger Sekunden eine militärisch perfektionierte Aktion durch.

Sie springt aus ihren konservativen Stöckelschuhen, schwarz, und schlüpft in ein ähnliches Modell, beige. Sie holt einen Reise-Laptop heraus, platziert ihn an der Ziehstange des Trolleys, wirft die schwarzen Schuhe hinein, schließt den Trolley. Vorher passen die Schuhe zur schwarzen Weste, jetzt passen sie zum beige Rock. Sie kippt den Espresso hinunter und verschwindet, eine halb gerauchte Zigarette in der Hand.

Die alten Belgier, rauchend und lesend, blicken

nicht auf. Haben sie alles schon gesehen. Und jetzt nach Hause, Manschettenknöpfe suchen. Das nächste Mal gehöre ich schon dazu.

Die Couchsurfer

Wenige Tage vor meinem ersten Abflug wurde ich unruhig, denn ich wusste immer noch nicht, wo ich in Brüssel schlafen würde. Zwar war ich entschlossen, mir keine feste Wohnung zu nehmen und wie ein Nomade durch die Lebenswelten der Stadt zu ziehen. Nun hatte ich aber gar nichts. Ich musste etwas tun.

Ich schrieb unbekannte Bekannte von Bekannten an. Ich setzte einen Aufruf in die *Yahoo*-Group deutschsprachiger Brüssel-Praktikanten, tausend Mitglieder groß. Das brachte nicht viel. Schließlich trat ich einer Gemeinde bei, die zu diesem Zeitpunkt bereits siebenhunderttausend Mitglieder zählte: *www.couchsurfing.com*.

Ich kann sagen, das Couchsurfen hat funktioniert. Es erwartete mich eine Intensivtour durch die unbekannte Stadt, ein wahrer Staffellauf der internationalen Solidarität. Als das Couchsurfen nicht mehr funktionierte, erwartete mich ein Brüsseler Waschsalon, in der ganzen Anmut seiner Intimität.

Couchsurfing ist eine Internet-Gemeinde reisefreudiger Zeitgenossen, die Fremde bei sich übernachten lassen, kostenlos und für kurze Zeit. Dahinter lauert ein Sicherheitsproblem, weshalb sich das amerikanisch dominierte Netzwerk als komplexes System gegenseitiger Versicherungen präsentiert.

Gast und Gastgeber bewerten einander mit Referenzen, Freundschaft wird in sieben Qualitätsstufen verliehen, und über dem Fußvolk steht eine vielfach geprüfte Elite von »verified members«.

Kurz nachdem ich mein Profil online gestellt hatte, erhielt ich Post aus Amerika. Ein führendes Mitglied forderte mich höflich auf, mein mühselig erstelltes Profil nach dem Muster anderer Profile zu verbessern und noch mehr von mir preiszugeben. Ich bin einer Sekte anheimgefallen, dachte ich und flog überaus skeptisch ab.

Mein erster Gastgeber holte mich vom Brüsseler Flughafen ab. Auf dem Armaturenbrett seines kleinen Offroaders hatte er einen wippenden Plastik-Jesus und eine fest stehende Muttergottes aus Kolumbien platziert. Als ich danach fragte, beteuerte er sogleich, er sei zwar durchaus Pole, aber keineswegs katholischer Fundamentalist. Das hatte ich nicht befürchtet, denn der bekennende Eurokrat war verified und auch sonst ein Vorbild. Er hatte einen Beruf, »der nur in der EU existiert« und den nur in der EU siebenhundert Spezialisten ausüben, Sprachjurist. Zu seinen zehn Sprachen lernte der Mittdreißiger gerade Rumänisch dazu. Dank ihres polnischen Passes durfte seine Frau, eine kluge sensible japanischstämmige Brasilianerin, ebenfalls für die EU arbeiten. Sie engagierte sich für die NGO »World Vision«, als Patin zweier Kinder aus Bolivien und Senegal, die sie persönlich nicht kannte.

Das Stockbett im Kinderzimmer stand leer, dort schlief ich. Meine Gastgeber umsorgten mich unaufdringlich, wir führten anregende Gespräche, und nach zwei Tagen zog ich weiter, vom bürgerlichen Stokkel an den Rand des afrikanischen Viertels.

Da der Couchsurfer angehalten wird, mit Bettzeug anzureisen, war mein Gepäck gewichtig. Den großen Koffer hinter mir herziehend, erfuhr ich die neue Stadt auf besondere Weise. Manchmal dachte ich für mich: Sähe man nicht ab und zu Belgier kreuzen, würde man meinen, Brüssel wäre für Pygmäen erbaut. In Sorge, mir das Knie am Knie des Mitmenschen abzuwetzen, setzte ich mich zunächst nicht in das Sitzgeviert der Métro. Dann die Häuser, die oft nur zwei Fenster breiten Häuser, die engen steilen Stiegenhäuser. Alle hundert Meter ein Waschsalon, fiel mir auf. Klar, erklärte ich mir kurzerhand, lieber sterben als eine Waschmaschine in diese Puppenhäuschen hieven.

Ich blieb zwei Tage am Rand des afrikanischen Viertels, auf der Couch eines amerikanisch-flämischen Pärchens. Sie waren extreme Radfahrer und extreme Fußgänger und folgten extrem konzentriert ihrem ökologischen Fußabdruck. Der Amerikaner war New Yorker, kämpfte mit nachlassender Zuversicht um die Veröffentlichung seiner Kurzgeschichten und beneidete mich wohl insgeheim um mein glanzvolles Carrie-Bradshaw-Projekt. Mit seiner flämischen Frau verband mich eine unausgesprochene

Abneigung. Im wahren Leben wären wir einander aus dem Weg gegangen, nun lag ich auf der Couch ihres kleinen Wohnzimmers, auch das ist Couchsurfing.

Couchsurfing bringt einen unter die Leute. Die Gastgeber führen einen bei Freunden ein und nehmen einen zu anderen Gastgebern und Couchsurfern mit. Die unvergesslichste Begegnung war eine asiatische Couchsurferin aus San Francisco. Die Amerikanerin hatte sich ihre Europareise mit Strippen erarbeitet. Sie erzählte, sie habe in der Peepshow einen Stammkunden aus Japan gehabt. Der Japaner sei immer mit rot bemaltem Geschlecht erschienen und auf dem rot bemalten Geschlecht habe immer Glitter gefunktelt. Einmal habe sie ihn um eine Erklärung gebeten. Der Stammkunde habe darauf erklärt, man habe seine Sexualität in Japan unterdrückt. Er habe gesagt, er wolle sich auf diese Weise Achtung für sein Geschlecht beibringen.

Wenn schon nicht Freunde, so macht sich der Couchsurfer doch jede Menge »friends«. »Cheap friends«, wie es die junge verhuschte Rumänin Liliana ausdrückte, die mir auf der Wohnzimmer-Matratze ihrer belgisch-französischen Kiffer-Studenten-WG Unterkunft gewährte. Die Eigenschaften, welche einander die Couchsurfer in den Referenzen immerfort zuschreiben, erwiesen sich als die reine Wahrheit. Alle waren »open-minded«, und »party-ing« mit ihnen war »fun«.

Es ist vielleicht herauszuhören, dass ich mich unter den Couchsurfern nicht allzu heimisch fühlte. Ich sollte ihnen aber danken, denn nach meinen zwei Wochen als Couchsurfer war mein Brüsseler Bekanntenkreis schon ziemlich komplett. Da war die hochgewachsene Rumänin Liliana, die im Gehen immer die Schultern hochzog, vielleicht deswegen das Verhuschte. Sie war intelligent, vielsprachig und intellektuell, arbeitete für einen französischen Helium-Konzern und langweilte sich in Brüssel. Sie nahm lebhaft Anteil an meinem Projekt. Dann war da noch ein gewisser Pole. Er hatte mit den Couchsurfern nichts gemein, man hatte ihn mir eigentlich nur als einmalige Ausgehvertretung geschickt. Einen Besseren als Staszek konnten sie mir nicht schicken.

Wie gesagt, das Couchsurfing hat bestens funktioniert. Zwischendurch überließ mir eine Korrespondentin ihre Dachkammer, und an den Wochenenden, wenn die Hotelpreise dieser Konferenzstadt deutlich fallen, erholte ich mich in Hotels. Ich war überzeugt, Couchsurfen wäre die einfachste Sache der Welt. Dann kam die letzte Station. Dann kam meine Brüsseler Schlafstatt Nr. 7, das südeuropäisch geprägte Künstlerviertel Saint Gilles, dann kam die belgische Künstlerin Alessia. Alessia war die einzige Einheimische, die ich in der Brüsseler Sektion der Couchsurfer hatte auftreiben können. Und Alessia war nicht zu Hause.

Es war acht, es war dunkel, stille Gasse. Ein schmales Haus, die Fenster dunkel. Vier Klingeln, ich klingelte bei Alessia. Im zweiten Stock stand ein Fenster offen, die Klingel schallte laut heraus. Ich hatte Alessia zuvor nicht erreicht, rief neuerlich an. Ein Tonband riet mir, später anzurufen.

Das offene Fenster machte mir Hoffnung. Schließ die schöne Künstlerin etwa? Ich ging auf die andere Straßenseite, wartete den letzten Passanten ab und rief laut: »Alessiaaa!« Ich wiederholte den Ruf, langsam, gedehnt, mit der Wehmut eines verschmähten Liebhabers im Vokalausklang. Niemand erschien am offenen Fenster.

Ich ging weg, um in einem Café zu warten. Es gab keines, es gab nur einen Waschsalon auf der Chaussée de Waterloo. Ich rollte mit dem Koffer hinein und setzte mich in einen der Plastiksessel, mit Blick auf die lange Reihe der Waschmaschinen. Fünf von dreizehn Waschmaschinen rotierten. Zunächst war ich peinlich berührt, doch begriff ich rasch, dass den Leuten nichts natürlicher erscheint als einer, der in einem Waschsalon wartet.

»Bon soir!«, wünschte mir ein großer Afrikaner, der mit seiner Frau eintrat, um ihr hinten bei den Trocknern zu assistieren. Von den paar Besuchern trugen viele Schlapfen. Ein großer Korb wurde geschoben, eine große IKEA-Hängetasche befüllt, mein Koffer fügte sich harmonisch ins Bild. Ich begann mich wohl zu fühlen. Es gab einen Automaten,

der Scheine in Münzen wechselte, einen Automaten mit Getränken oben und Waschmittelpäckchen unten und einen Kaffeeautomaten. Im Radio liefen geschmackvoll gewählte Chansons.

Mehrmals kam eine kleine Vierzigjährige in weichen güldenen Schühchen herein. Nur einer blieb während des Waschgangs, ein hochgewachsener Fünfzigjähriger, eigentlich seriös wirkend, aber verloren, geradezu beschämt, am Eingang stehend. Er stank nach Alkohol. Ich zwang mich zu lesen, ein Gedicht von Heidegger, kam aber nicht über den einen Vers hinaus: »Armutbereite Stätte sterblichen Wohnens«. War damit nicht alles gesagt?

Plötzlich bemerkte ich, dass hinter mir ein weißer Postkasten hing, aus dem ein Stoffstück lugte. Ich griff danach, schwarze Reizwäsche fiel mir entgegen. Ich blickte blamiert um mich. Niemand hatte mich gesehen. Ich hängte den Damenslip wieder in den Postkasten. Auf dem Postkasten stand geschrieben: »Vorschläge«.

Um neun ging ich wieder zu Alessia. Ich klingelte, rief ihren Namen, nichts. Ich stellte an mir eine eigentümliche Freude fest, nämlich in den Waschsalon zurückkehren zu dürfen. Sperrstunde hatte er um zehn.

Es rotierte nur noch eine Waschmaschine, die mit den güldenen Schühchen ließ ihren jüngeren Partner die Wäsche zusammenlegen. Allmählich begriff ich, dass der junge Araber in Badeschlapfen, der die

Maschinen putzte, ein Mitarbeiter war. Ich fiel ihm auf. Er lächelte mich fragend an. Ich traute mir nicht zu, das Couchsurfing-Konzept auf Französisch zu erklären, und setzte ihm vergröbernd auseinander: Rendezvous gehabt, Frau nicht gekommen, muss warten, weil muss bei der Frau wohnen. »Wann ist denn das Rendezvous gewesen?«, fragte er lächelnd. »Um acht«, antwortete ich. Er lachte und erlaubte mir mitleidig, weiter im Waschsalon zu warten. Der Damenslip war verschwunden.

Alessia war auch um zehn nicht da. Ich übernachtete in einem Hotel. Am nächsten Abend war Alessia zu Hause. Sie nahm mich auf, und sie war gut zu mir. Die Mobilfunkbetreiber waren schuld gewesen, ohnehin die Hauptfeinde der europäischen Integration. Es gibt viel zu verbessern, das ja, aber nicht im Waschsalon an der Chaussée de Waterloo. Nein, keine Vorschläge. Passt alles, gute Nacht.